Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 37 (2018)
Heft: 72

Artikel: Imperiale Lebensweise als postkoloniale Verstrickung
Autor: Wissen, Markus / Brand, Ulrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-846979

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Markus Wissen / Ulrich Brand

Imperiale Lebensweise als postkoloniale Verstrickung*

Das vorliegende *Widerspruch*-Heft fragt, inwiefern in der Schweiz und in anderen Ländern des metropolitanen Kapitalismus die koloniale Geschichte verleugnet und bis heute bestehende Kontinuitäten sowie Dynamiken globaler Ausbeutung nicht zur Kenntnis genommen werden. Mit dem Begriff der «imperialen Lebensweise» schlagen wir vor, diese Strukturen von historischem Kolonialismus und der gegenwärtigen postkolonial-kapitalistischen Globalisierung mit dem Alltagshandeln der Menschen im Globalen Norden zu verknüpfen. Die spezifischen Identitäten und postkolonial geprägten Vorstellungen von Überlegenheit werden nicht nur über das oft rassisiert konnotierte «Andere» konstituiert, sondern auch über einen spezifischen Zugriff auf Waren, die häufig unter zerstörerischen sozialen und ökologischen Bedingungen produziert werden. In China hergestellte Güter etwa sollen – als Marken- oder Billigprodukte – eine gute Qualität haben, vor allem aber günstig sein und den Firmen hohe Profite sichern. Zudem gehören Ignoranz und Verleugnung der ausbeuterischen Voraussetzungen – durch Medien, Werbestrategien, aber auch durch die Menschen selbst – ganz immanent zur alltäglichen Lebensweise.

Der strukturelle Zwang zur imperialen Lebensweise, der andernorts häufig Leid und Zerstörung verursacht, wird jedoch nicht notwendigerweise als solcher empfunden, sondern vielfach als Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten (Graefe 2016, 43). Für viele Menschen bedeutet die imperiale Lebensweise die Möglichkeit eines subjektiv erfüllten Lebens: Die ungleiche Aneignung von Arbeitskraft und Natur ermöglicht eine Produktion, welche die Einkommen gewährleistet, die zum Erwerb von den Alltag erleichternden Produkten (Haushaltsgeräte, Autos, Smartphones, Kleidung ...) notwendig sind. Sie erweitert zudem das Spektrum der Freizeitaktivitäten oder der erreichbaren Reiseziele und sie schafft reale oder zu-

* Bei diesem Beitrag handelt es sich um das gekürzte und leicht veränderte Einleitungskapitel sowie um Teile des dritten Kapitels des Buches *Imperiale Lebensweise* der Autoren, das im März 2017 im Oekom-Verlag erschienen ist (Brand/Wissen 2017). Wir haben den Beitrag gemäss der Fragestellungen des Heftes leicht adaptiert, beziehen uns aber nicht spezifisch auf die Schweiz, da dies in anderen Artikeln systematischer gemacht wird.

mindest gefühlte Sicherheit in möglichen Krisensituationen. Die imperiale Lebensweise ist also zugleich Notwendigkeit *und* Versprechen, Zwang *und* Voraussetzung des Lebens sowie der gesellschaftlichen Teilhabe.

So werden Politiken der EU, der USA, aber auch der Schweiz als Versuch begreifbar, einen Wohlstand, der auch auf Kosten anderer entsteht, gegen die Teilhabeansprüche eben dieser anderen zu verteidigen. Sie sind insofern die Konsequenz einer Lebensweise, die darauf beruht, sich weltweit Natur und Arbeitskraft zu Nutze zu machen und die dabei anfallenden sozialen und ökologischen Kosten zu externalisieren: in Gestalt von CO2, das bei der Herstellung der Konsumgüter für den Globalen Norden emittiert und von den Ökosystemen der Südhalbkugel absorbiert wird (bzw. sich in der Atmosphäre konzentriert); in Gestalt der Arbeitskräfte im Globalen Süden, die bei der Extraktion von für die Digitalisierung gebrauchten Mineralien und Metallen, bei der Wiederverwertung unseres Elektroschrotts oder beim Schuften auf pestizidverseuchten Plantagen, die die im Globalen Norden verzehrten «Südfrüchte» hervorbringen, ihre Gesundheit und ihr Leben riskieren.

Zum Begriff der imperialen Lebensweise

Wir bezeichnen die Lebensweise, die auf derartigen Voraussetzungen beruht und immer auch die Produktionsweise miteinschliesst, als *imperial* (ein knapper Überblick etwa bei Zwicky 2017). Damit wollen wir deutlich machen, dass das alltägliche Leben in den kapitalistischen Zentren wesentlich über die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Naturverhältnisse andernorts ermöglicht wird: über den im Prinzip unbegrenzten, globalen Zugriff auf das Arbeitsvermögen, die natürlichen Ressourcen und die Senken – also jene Ökosysteme, die mehr von einem bestimmten Stoff aufnehmen, als sie selbst an ihre Umwelt abgeben (wie Regenwälder und Ozeane im Fall von CO2). Entscheidend für das Leben in den kapitalistischen Zentren ist die Art und Weise, wie Gesellschaften andernorts – insbesondere im Globalen Süden – organisiert sind und ihr Verhältnis zur Natur gestalten. Dies wiederum ist grundlegend dafür, ob der für die Ökonomien des Globalen Nordens nötige Transfer von Arbeit und Natur aus dem Globalen Süden gewährleistet ist. Umgekehrt strukturiert die imperiale Lebensweise im Globalen Norden die Gesellschaften an anderen Orten in hierarchischer Weise entscheidend mit. Dazu kommt, dass nicht nur über hierarchisierende Klassen- und Geschlechterverhältnisse, sondern auch über postkoloniale Rassifizierung die sozialen Strukturen in den kapitalistischen Zentren selbst stabilisiert werden: Sei es über asymmetrische Formen der Arbeitsteilung, stark vom Einkommen abhängigen Statuskonsum oder das Erleben unterschiedlicher Privilegien (Brand/Wissen 2018; theoretisch Habermann 2008).

Der oben benutzte Ausdruck «andernorts» ist in seiner Unbestimmtheit

durchaus bewusst gewählt. Die Herkunft der Rohstoffe, die in Haushaltsgeräte, medizinische Apparate oder Infrastrukturen des Transports sowie in die Wasser- und Energieversorgung eingehen, die Arbeitsbedingungen, unter denen Rohstoffe extrahiert oder Textilien und Lebensmittel hergestellt werden, und der Energieaufwand, der dafür erforderlich ist, sind beim Kauf, beim Konsum und bei der Nutzung vieler notwendiger Alltagsgegenstände nicht sichtbar – dazu gehören auch «kulturelle Lebensmittel» wie beispielsweise Print- oder digitale Medien. Die Selbstverständlichkeit, mit der solche Produkte gekauft und genutzt werden, lässt sich nur dadurch erklären, dass die sozialen und ökologischen Bedingungen unsichtbar bleiben resp. unsichtbar gehalten werden.

«Food from nowhere» hat der Agrarsoziologe Philip McMichael (2009) diese Strategie des Verdunkelns der Herkunft und Produktion von Lebensmitteln genannt, mit der deren raumzeitlich unbegrenzte Verfügbarkeit normalisiert wird. Beispiele dafür sind Erdbeeren aus China, die im Winter in deutschen Schulküchen angeboten werden, Tomaten, die illegalisierte MigrantInnen in Andalusien für den nordeuropäischen Markt produzieren, und Garnelen, die unter Zerstörung thailändischer oder ecuadorianischer Mangrovenwälder für die KonsumentInnen im Globalen Norden gezüchtet werden.

Der Begriff der imperialen Lebensweise verweist auf die Produktions-, Distributions- und Konsumnormen, die tief in die politischen, ökonomischen und kulturellen Alltagsstrukturen und -praxen der Bevölkerung im Globalen Norden und zunehmend auch in den Schwellenländern des Globalen Südens eingelassen sind. Gemeint sind nicht nur die materiellen Praxen, sondern insbesondere auch die sie ermöglichenden strukturellen Bedingungen und die damit verbundenen gesellschaftlichen Leitbilder und Diskurse. Zugespitzt formuliert: Die Standards des «guten» und «richtigen» Lebens, das vielfach aus der imperialen Lebensweise besteht, werden im Alltag geprägt, auch wenn sie dabei Teil umfassender gesellschaftlicher Verhältnisse und insbesondere von materiellen und sozialen Infrastrukturen sind (Kramer 2016, 29).

Die imperiale Lebensweise ist ein wesentliches Moment in der Reproduktion kapitalistischer Gesellschaften. Sie stellt sich über Diskurse und Weltauffassungen her, wird in Praxen und Institutionen verfestigt, ist Ergebnis sozialer Auseinandersetzungen in der Zivilgesellschaft und im Staat. Sie basiert auf Ungleichheit, Macht und Herrschaft, mitunter auf Gewalt, und bringt diese gleichzeitig hervor. Sie ist den Subjekten nicht äusserlich. Vielmehr bringt sie die Subjekte in ihrem Alltagsverstand hervor, normiert sie und macht sie gleichzeitig handlungsfähig: als Frauen und Männer, als nutzenmaximierende und sich anderen überlegen fühlende Individuen, als nach bestimmten Formen des guten Lebens Strebende. So betont auch Ludwig (2012, 113):

> «Die Aneignung der hegemonialen Weltauffassungen und die Konstitution des Subjekts fallen zusammen. Indem ich mich orientiere und richte,

subjektiviere ich mich. Gerade weil Hegemonie nicht mit Zwang gleichzusetzen ist, sondern auch auf Konsens beruht, ist die Integration hegemonialer Weltauffassungen in den Alltagsverstand nicht bloss erzwungen, vielmehr liegt darin auch eine Selbsttätigkeit.»

Das bedeutet aber auch, dass die Lebensweise umkämpft bleibt. Es gehen immer auch alternative und subversive Deutungen und Praxen in sie ein, Forderungen und alternative Wünsche werden in sie integriert. Insofern beinhaltet jede Lebensweise immer eine widersprüchliche Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Aneignung.

Wie eingangs gesagt, verbindet der Begriff der imperialen Lebensweise den Alltag der Menschen mit den gesellschaftlichen Strukturen. Er beansprucht, die sozialen und ökologischen Voraussetzungen der vorherrschenden Produktions- und Konsumnormen sowie die Herrschaftsverhältnisse, die in diese Voraussetzungen eingelassen sind, sichtbar zu machen. Und er will erklären, wie Herrschaft im neokolonialen Nord-Süd-Verhältnis, in den Klassen- und Geschlechterverhältnissen sowie durch rassisierte Verhältnisse in den Praxen des Konsums und der Produktion normalisiert wird, sodass sie nicht länger als solche wahrgenommen wird. Damit bietet der Begriff Anschluss an postkoloniale Theorien, die darauf hinweisen, dass koloniale Denkmuster und Handlungsweisen in den kulturellen Alltagshandlungen im Globalen Norden weiterhin eingeschrieben sind und durch diese reproduziert werden. Darüber hinaus beinhaltet der Begriff der Lebensweise auch die Produktionssphäre, er nimmt die technischen Bedingungen der Produktion sowie die Formen der Unternehmens- und Arbeitsorganisation in ihrem Verhältnis zu den vorherrschenden Konsumnormen in den Blick.

(Post-)Koloniale Voraussetzungen

Die Entwicklung des globalen Kapitalismus und seine relative Stabilität in bestimmten Phasen hängen eng mit der imperialen Lebensweise zusammen. Von dieser profitierten ursprünglich insbesondere die Vermögenden und Eigentümer der Produktionsmittel in den kapitalistischen Zentren, später dann auch grosse Teile der Lohnabhängigen. Koloniale Logiken zogen sich durch die gesamte Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus. Zu den NutzniesserInnen gehörten zudem mehr oder weniger grosse Gruppen in den Ländern des Globalen Südens, von einer schmalen Elite bis zu den Mittelklassen. Damit wurden und werden bis heute die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Naturverhältnisse nicht nur in den kapitalistischen Zentren strukturiert, sondern auch in den Kolonien bzw. Ländern, in denen Produkte für das Leben andernorts unter je besonderen wirtschaftlichen, politischen, arbeitsorganisatorischen und naturräumlichen Bedingungen hergestellt werden.

Kapitalistische Dynamik findet unter Bedingungen der Weltmarktkonkurrenz statt. Sie wird staatlich und durch internationale Politik abgesichert und reguliert. Die Unternehmen suchen nach den bestmöglichen Verwertungsbedingungen und das Kapital hat, wie Marx und Engels im *Manifest* betonen, die Tendenz, den Weltmarkt herzustellen (MEW 4, 465f.). Die Kommodifizierung der Arbeitskraft und der Natur ist ein wesentliches kapitalistisches Expansionsmoment. Von Beginn an hatte sie eine überregionale bis globale Dimension. Kapitalismus bedeutet daher immer auch Inwertsetzung bzw. Landnahme innerhalb von Gesellschaften und über ihre Grenzen hinaus (siehe Dörre 2013), er hängt deshalb eng mit kolonialen und rassistischen Denk- und Handlungsmustern zusammen.

Inwertsetzung bzw. *Landnahme* bezeichnet jenes Moment in der Dynamik der kapitalistischen Produktionsweise, das sich im Verhältnis zwischen dem Kapitalismus und seinem *Aussen,* den nicht-kapitalistischen Milieus, beobachten lässt, wobei mit letzteren sowohl Regionen und Länder als auch gesellschaftliche Bereiche wie soziale und physische Infrastrukturen sowie menschliche Bedürfnisse und Tätigkeiten gemeint sind. Das mit der Inwertsetzung verbundene Moment der *Akkumulation* bezieht sich demgegenüber auf die Schaffung von Mehrwert im Produktionsprozess, die Realisierung von Mehrwert in der Zirkulationssphäre und die Vermehrung des eingesetzten Kapitals. Es handelt sich um einen *innerkapitalistischen* Vorgang, der gleichwohl erst durch die expansive Tendenz des Kapitals ermöglicht wird (Görg 2004).

Aus der Perspektive des Konzepts der imperialen Lebensweise ist es wichtig, zwei Punkte zu betonen (Aglietta 1979, 151ff.): *Erstens* beinhaltet kapitalistische Akkumulation immer Produktion *und* Konsum. Eine funktionierende Akkumulation setzt ein Entsprechungsverhältnis zwischen einer Produktions- und Konsumnorm voraus, wie es etwa im Fall standardisierter und dauerhafter Massengüter (Autos, Fernseher, Waschmaschinen, Kühlschränke etc.) in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, der Ära des Fordismus, gegeben war. Über den Konsum kapitalistisch produzierter Waren wird die Reproduktion der Arbeitskraft «zu einem inneren Moment des Kapitalkreislaufs» (Sablowski 2010, 1642).

Zweitens stellt sich die Entsprechung zwischen Produktions- und Konsumnorm nicht automatisch und notwendig her. Sie ist vielmehr ein mögliches Resultat sozialer Kämpfe sowie der staatlichen und gesellschaftlichen Institutionalisierung der Kräfteverhältnisse und Kompromisse, die aus diesen Kämpfen resultieren. Im Fordismus etwa waren die von der ArbeiterInnenbewegung erkämpften wohlfahrtsstaatlichen Errungenschaften und die Kopplung der Lohnentwicklung an den Anstieg der Arbeitsproduktivität zentrale Elemente einer «Regulationsweise», die nicht nur den gesellschaftlichen Wohlstand in den Ländern des Globalen Nordens enorm steigerten, sondern auch der dortigen ArbeiterInnenklasse zu einer bis dahin unbekannten Teilhabe an der Wohlstandssteigerung verhalfen.

Damit wurde im Globalen Norden die Basis für eine gesellschaftliche Verallgemeinerung der imperialen Lebensweise geschaffen, die bis dahin der Oberklasse und der (oberen) Mittelklasse vorbehalten war. Gleichzeitig geriet die Reproduktion einer Bevölkerungsmehrheit in mehrfacher Weise in Abhängigkeit von funktionierenden imperialen Beziehungen: Erstens, das neokoloniale Nord-Süd-Verhältnis betreffend, wurden die Ressourcen für die Herstellung und den Gebrauch der reproduktionsnotwendigen Güter (Minerale, Erdöl, agrarische Rohstoffe) zum grossen Teil von billigen Arbeitskräften im Globalen Süden extrahiert bzw. angebaut; später, im Rahmen der «neuen internationalen Arbeitsteilung» (Fröbel u. a. 1977), wurde in arbeitsintensiven Branchen wie der Textil- und Bekleidungsindustrie die Produktion selbst in Länder des Globalen Südens ausgelagert. Zweitens zeigten sich die Abhängigkeiten im gesellschaftlichen Naturverhältnis insofern, als der Bergbau, die Ölförderung sowie die industrielle Produktion und Landwirtschaft ökologisch oft zerstörerisch waren und alternativen Formen des Wirtschaftens im Globalen Süden die Existenzgrundlage entzogen. Drittens schrieb sich die imperiale Lebensweise in die Geschlechterverhältnisse ein, und zwar insofern, als die fordistische Verallgemeinerung des Lohnverhältnisses den männlichen, als «Familienernährer» fungierenden Arbeiter und Angestellten begünstigte, während Frauen unbezahlte Sorgearbeit leisteten und/oder als ungelernte Arbeitskräfte in der standardisierten Produktion von Unterhaltungs- und Haushaltselektronik beschäftigt wurden (Schmidt 2013). Der andro- und eurozentrische Lebensentwurf einer «hegemonialen Männlichkeit» ist damit integraler Bestandteil der imperialen Lebensweise. Dazu kommt schliesslich der strukturelle Rassismus und Neokolonialismus, der sich etwa in der Minderbewertung von Arbeitskraft im Globalen Süden und in den Gesellschaften des Globalen Nordens manifestiert, Ausbeutung und Unterdrückung rechtfertigt sowie ein Überlegenheitsgefühl in den Gesellschaften des Globalen Nordens schafft (Said 1981). Die Externalisierung materieller, sozialer und ökologischer Kosten geht also, darauf weist Stephan Lessenich (2016, 69) hin, «mit symbolischen Ausgrenzungsprozessen und Abwertungserfahrungen, [...] mit Praktiken der Lastenabwälzung und der Schuldumkehr einher, indem die Verantwortung für die Schädigungen auf die Geschädigten selbst projiziert wird».

Analytischer und politischer Gebrauchswert des Begriffs imperiale Lebensweise

Mit dem Konzept der imperialen Lebensweise möchten wir mindestens vier Dimensionen zeigen und verbinden. *Erstens* wollen wir sichtbar machen, was den Alltag – das Produzieren und Konsumieren – der Menschen im Globalen Norden sowie einer grösser werdenden Zahl von Menschen im Globalen Süden ermög-

licht, meist, ohne die Schwelle der bewussten Wahrnehmung oder gar der kritischen Reflexion zu überschreiten. Es geht uns darum, wie sich Normalität gerade über das Ausblenden der ihr zugrundeliegenden Zerstörung herstellt. Mit anderen Worten: Es geht um die Alltagspraxen sowie die ihnen zugrundeliegenden gesellschaftlichen und internationalen Kräfteverhältnisse, die Herrschaft über Mensch und Natur erzeugen und verstetigen.

Zweitens möchten wir erklären, wie und warum sich in einer Zeit, in der sich Probleme und Krisen in den unterschiedlichsten Bereichen (soziale Reproduktion, Ökologie, Wirtschaft, Finanzen, Geopolitik, europäische Integration, Demokratie etc.) häufen, zuspitzen und überlagern, so etwas wie Normalität herstellt. Die imperiale Lebensweise erscheint uns in diesem Zusammenhang zentral. Bei ihr handelt es sich um ein Paradoxon, das im Epizentrum verschiedenster Krisenphänomene angesiedelt ist: Sie wirkt in vielen Teilen der Welt verschärfend auf Krisenphänomene wie den Klimawandel, die Vernichtung von Ökosystemen, die soziale Polarisierung, die Verarmung vieler Menschen, die Zerstörung lokaler Ökonomien oder die geopolitischen Spannungen, von denen man noch bis vor wenigen Jahren ausging, sie seien mit dem Ende des Kalten Krieges überwunden worden. Mehr noch: Sie bringt diese Krisenphänomene wesentlich mit hervor. Gleichzeitig trägt sie aber dort, wo sich ihr Nutzen konzentriert, zur Stabilisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse bei. So wäre es ohne die auf Kosten von Mensch und Natur andernorts hergestellten und eben deshalb billigen Lebensmittel womöglich weitaus schwieriger gewesen, die Reproduktion der unteren Gesellschaftsschichten des Globalen Nordens auch angesichts der tiefen Wirtschaftskrise seit 2007 zu gewährleisten. Damit soll die soziale Spaltung, wie sie im Globalen Norden durch diese Krise noch einmal beschleunigt wurde, keineswegs verharmlost werden.

Drittens wollen wir die gegenwärtigen Krisen und Konflikte als Manifestation der Widersprüchlichkeit der imperialen Lebensweise begreifbar machen. Dass sich viele Probleme heute derart krisenhaft zuspitzen, ist auch darauf zurückzuführen, dass die imperiale Lebensweise derzeit im Begriff ist, sich zu Tode zu siegen. Ihrem Wesen nach beinhaltet sie die Möglichkeit eines überproportionalen Zugriffs auf Natur und Arbeitskraft – mit anderen Worten: auf ein «Aussen» – im globalen Massstab. Sie setzt also voraus, dass andere auf ihren proportionalen Anteil verzichten. Je weniger diese anderen dazu aber bereit sind bzw. je mehr sie selbst darauf *angewiesen* sind, auf ein Aussen zuzugreifen und ihre Kosten auf dieses zu verlagern, desto eher geht der imperialen Lebensweise die Geschäftsgrundlage verloren.

Und genau das ist derzeit der Fall. Im selben Masse, wie sich Schwellenländer wie China, Indien und Brasilien kapitalistisch entwickeln und die dortigen Mittel- und Oberklassen sich «nördliche» Vorstellungen und Praxen des guten Lebens zu eigen machen, wachsen ihr Ressourcenbedarf und ihr Bestreben, Kosten zu externalisieren. Sie steigen dadurch nicht nur in ökonomischer, sondern

auch in ökologischer Hinsicht zu Konkurrenten des Globalen Nordens auf. Das Resultat sind öko-imperiale Spannungen, wie sie sich etwa in der globalen Klima- und Energiepolitik zeigen. Dazu kommt, dass immer weniger Menschen im Globalen Süden bereit sind, sich ihr eigenes Leben von der imperialen Lebensweise des Globalen Nordens kaputt machen zu lassen. Die aktuellen Flucht- und Migrationsbewegungen sind auch vor diesem Hintergrund zu sehen. In ihnen zeigt sich zudem die ungebrochene Attraktivität, die die imperiale Lebensweise auf diejenigen ausübt, die bislang nicht an ihr teilhaben konnten: Die Geflüchteten suchen Sicherheit und ein besseres Leben, das unter Bedingungen der imperialen Lebensweise in den kapitalistischen Zentren eher zu realisieren ist als anderswo.

Dies erklärt auch, warum sich die repressive und gewaltförmige Seite der imperialen Lebensweise – in Gestalt von Rohstoffkonflikten oder der Abschottung gegen Geflüchtete – gerade heute so deutlich offenbart. Die imperiale Lebensweise beruht auf Exklusivität, sie kann sich nur so lange erhalten, wie sie über ein Aussen verfügt, auf das sie ihre Kosten verlagern kann. Dieses Aussen schwindet jedoch, denn immer mehr Ökonomien greifen darauf zu und immer weniger Menschen sind bereit oder in der Lage, die Kosten von Externalisierungsprozessen zu tragen. Die imperiale Lebensweise wird dadurch zum Opfer ihrer eigenen Attraktivität und Verallgemeinerung.

Den kapitalistischen Zentren bleibt dann nur noch der Versuch, ihre Lebensweise durch Abschottung und Ausgrenzung exklusiv zu stabilisieren. Damit bringen die diese Politik exekutierenden Kräfte, die sich in der Regel selbst als «bürgerliche Mitte» etikettieren, genau das hervor, was sie als ihren Widerpart begreifen: autoritäre, rassistische und nationalistische Bestrebungen. Dass diese derzeit überall erstarken, liegt auch daran, dass sie sich in der Krise als die eigentlichen, weil konsequenteren Garanten jener Exklusivität inszenieren können, die im Normalbetrieb der imperialen Lebensweise immer schon angelegt ist. Und im Unterschied zu ihren «bürgerlichen» Konkurrenten sind sie in der Lage, ihrer Wählerschaft ein Angebot zu machen, das diese auf eine subalterne Position festlegt und sie *gleichzeitig* aus ihrer postdemokratischen Passivierung befreit. Nora Räthzel (1991, 25) hat diesen Mechanismus im Hinblick auf den Rassismus, wie er sich im Deutschland der frühen 1990er-Jahre artikulierte, treffend als «rebellierende Selbstunterwerfung» bezeichnet. Den AkteurInnen wird es dabei ermöglicht, «sich als Handelnde in Verhältnissen zu konstituieren, denen sie ausgeliefert sind».

Wenn diese Diagnose zutrifft, dann wären – *viertens* – die Anforderungen an Alternativen radikaler zu formulieren, als dies im Mainstream der Ökologiedebatte geschieht (siehe unten). Es reicht dann nicht mehr, eine «grüne Revolution» (Fücks 2013) oder einen neuen «Gesellschaftsvertrag» (WBGU 2011) einzufordern und der starken Rhetorik zum Trotz die politische Ökonomie der Probleme, die damit verbundenen Machtverhältnisse sowie die imperiale Lebensweise unan-

getastet zu lassen. Auch greift es zu kurz, implizit oder explizit darauf zu setzen, dass «die Politik» aus der unabweisbaren, da wissenschaftlich immer genauer belegten Tatsache der ökologischen Krise endlich die richtigen Konsequenzen zieht – wird damit doch übersehen, dass das so adressierte vermeintliche Steuerungssubjekt «Staat» kein möglicher Gegenpol, sondern ein wesentliches Moment in der institutionellen Absicherung der imperialen Lebensweise ist.

Stattdessen kommt es zunächst darauf an, die ökologische Krise als das anzuerkennen, was sie ist: ein deutlicher Hinweis darauf, dass sich die Produktions- und Konsumnormen des Globalen Nordens, wie sie sich mit dem Kapitalismus herausgebildet und schliesslich verallgemeinert haben, auch in ihrer ökologisch modernisierten Variante nur auf Kosten von immer mehr Gewalt, ökologischer Zerstörung und menschlichem Leid aufrechterhalten lassen, und auch dies nur in einem kleinen Teil der Welt. Aufgrund der autoritären, weiter auf Inwertsetzung der Natur und gesellschaftliche Spaltung setzenden Politik erleben wir derzeit eine beispiellose Akkumulation der Widersprüche. Die Reproduktion der Gesellschaft und ihrer biophysikalischen Grundlagen kann über den kapitalistischen Wachstumsimperativ immer weniger gesichert werden. Wir erleben eine Krise des Krisenmanagements, eine Hegemonie- und Staatskrise.

Ausgehend von dieser Einsicht geht es sodann darum, die vielfältigen Alternativen, wie sie derzeit gegen die dominanten Entwicklungen praktiziert werden, auf ihre Verallgemeinerungsfähigkeit und auf ihre verbindenden, die gesellschaftliche Wirkmächtigkeit steigernden Elemente zu befragen: Inwieweit zeichnen sich in den Bewegungen für Energiedemokratie, Ernährungssouveränität oder solidarische Ökonomie sowie in postkolonialen und antirassistischen Kämpfen, um nur einige zu nennen, die Umrisse einer Vergesellschaftung ab, die in einem starken Sinne demokratisch ist, die also in dem Prinzip gründet, dass alle, die von den Folgen einer Entscheidung betroffen sind, gleichberechtigt an deren Zustandekommen mitwirken? Dies ist aus unserer Sicht eine der zentralen Fragen, denn sie verweist auf ein gesellschaftliches Ordnungsprinzip, das dem der imperialen Lebensweise diametral entgegengesetzt ist.

Literatur

Aglietta, Michel, 1979: A theory of capitalist regulation. The US experience. London

Brand, Ulrich / Wissen, Markus, 2017: Imperiale Lebensweise. München

Brand, Ulrich / Wissen, Markus, 2018: «Nichts zu verlieren als ihre Ketten?» Neue Klassenpolitik und imperiale Lebensweise. In: LuXemburg, Nr. 1, 104–111

Dörre, Klaus, 2013: Landnahme. Triebkräfte, Wirkungen und Grenzen kapitalistischer Wachstumsdynamik. In: Backhouse, Maria / Gerlach, Olaf / Kalmring, Stefan / Nowak, Andreas (Hg.): Die globale Einhegung. Krise, ursprüngliche Akkumulation und Landnahmen im Kapitalismus. Münster, 112–140

Fröbel, Folker / Heinrichs, Jürgen / Kreye, Otto, 1977: Die neue internationale Arbeitsteilung. Strukturelle Arbeitslosigkeit in den Industrieländern und die Industrialisierung der Entwicklungsländer. Reinbek

Fücks, Ralf, 2013: Intelligent wachsen. Die grüne Revolution. München

Görg, Christoph, 2004: Inwertsetzung. In: Haug, Wolfgang-Fritz (Hg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 6/II. Hamburg, 1501–1506

Graefe, Stefanie, 2016: Grenzen des Wachstums? Resiliente Subjektivität im Krisenkapitalismus. In: Psychosozial 39 (1), 39–50

Habermann, Friederike, 2008: Der homo oeconomicus und das Andere. Hegemonie, Identität und Emanzipation. Baden-Baden

Kramer, Dieter, 2016: Konsumwelten des Alltags und die Krise der Wachstumsgesellschaft. Marburg

Lessenich, Stephan, 2016: Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis. Berlin

Ludwig, Gundula, 2012: Hegemonie, Diskurs, Geschlecht. Gesellschaftstheorie als Subjekttheorie, Subjekttheorie als Gesellschaftstheorie. In: Dzudzek, Iris / Kunze, Caren / Wullweber, Joscha (Hg.): Diskurs und Hegemonie. Gesellschaftstheoretische Perspektiven. Bielefeld, 105–126

McMichael, Philip, 2009: The World Food Crisis in Historical Perspective. In: Monthly Review 61 (3), 32–47

Räthzel, Nora, 1991: Rebellierende Selbstunterwerfung. Ein Deutungsversuch über den alltäglichen Rassismus. In: links, 12, 24–26

Sablowski, Thomas, 2010: Konsumnorm, Konsumweise. In: Haug, Wolfgang-Fritz / Haug, Frigga / Jehle, Peter (Hg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 7/II, Hamburg, 1642–1654

Said, Edward, 1981: Orientalismus. Hamburg

Schmidt, Dorothea, 2013: Fordismus. Glanz und Elend eines Produktionsmodells. In: PROKLA 43 (3), 401–420

WBGU – Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen, 2011: Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Grosse Transformation. Berlin

Zwicky, Pascal, 2017: Imperiale Weltzerstörung. In: links, 170, 16–17